

## Der Ritt auf dem Stier<sup>1</sup>

Zehn Jahre sind eigentlich keine lange Zeit. Vom Kriegsende 1945 bis 1955 aber kam mir die Zeit unendlich lang vor. Sie trennte mich von meiner Kindheit. 1945 rief ich als Sechsjähriger »Sie kommen!« und meinte die Amerikaner. 1955, als Sechzehnjähriger, war ich zum ersten Mal im Ausland, in Frankreich.

Der Krieg schien mir in weiter Ferne, in einer grauen Vorzeit. Nicht so unserem Nachbarn auf dem Zeltplatz am Atlantik, Max Pelbois, der als Zwangsarbeiter in Stuttgart gewesen war. Er sprach schönsten Schwäbisch, kannte Worte, die mir neu waren. »Schubiak« zum Beispiel für Spitzbube. Jetzt arbeitete er wieder bei Renault, hatte einen Sohn in meinem Alter und lud mich ein, sie in den Osterferien zu besuchen. In Joinville, einem Vorort von Paris, in einem HLM<sup>2</sup>, sozialer Wohnungsbau, genoss ich zehn Tage das Leben der Arbeiterklasse, lernte den Stolz des französischen Proletariats kennen. Max Pelbois war der Krieg noch so nah wie mir die Kindheit fern. Als einer von Hunderttausenden war er zum Arbeitsdienst nach Deutschland verpflichtet worden. Zehn Jahre später machte es ihm Spaß, mit mir sein Deutsch zu üben. Durch den Krieg hatte er ein anderes Land und eine andere Kultur kennengelernt. In der anderen Richtung hatten die Soldaten der Wehrmacht 100.000 Besatzungskinder in Frankreich hinterlassen. Wie viele Kinder und Kindeskinder haben die inzwischen? Hat diese Völkerwanderung Spuren hinterlassen im kollektiven Gedächtnis?

Freundschaft jedenfalls erfuhr ich täglich, jahrzehntelang, denn nach dem Besuch in der Arbeiterfamilie ging ich für zwei Monate in ein Internat, um Französisch zu lernen. Die neue Kultur gefiel mir so gut, dass ich zehn Jahre blieb; nicht im Internat natürlich, sondern in Paris, an der Sorbonne und auf Eliteschulen, gegen deren Dünkel ich durch Max Pelbois gefeit war. Nie ist mir in dieser Zeit Feindseligkeit entgegengeschlagen. Neugier dagegen oft. Wie kann man Deutscher sein?, schienen mich meine Schulkameraden zu fragen. Und das fragte ich mich auch, als wir eines Tages mit der ganzen Schule den Film »Nacht und Nebel« angesehen hatten. Zum ersten Mal wurden die Bilder aus den KZs gezeigt. Nichts hatte uns darauf vorbereitet, weder den kleinen Deutschen noch die kleinen Franzosen. Fortan wollte ich nicht mehr Deutscher sein und scheute keine Mühen, mich zu assimilieren. Gerade das fanden meine Kameraden wiederum typisch deutsch. Dann also wenigstens Europäer, dachte ich, immerhin fünf Jahre vor den Elysée-Verträgen.

1 Rede aus Anlass der »Europäischen Streitgespräche« am 7. November 2014 im Otto-Braun-Saal der Staatsbibliothek zu Berlin.

2 Habitation à loyer modéré.

Als diese unterzeichnet wurden, war ich gerade mit Louis Malle in Algerien, mit dem Commando de Chasse Victoire 13,<sup>3</sup> in den Bergen des Aurès. Der Kolonialkrieg erschien mir wichtiger als die deutsch-französische Versöhnung, Umarmungen und Händchenhalten inbegriffen. Zumal ich bei den Fremdenlegionären gesehen hatte, wie gut die deutsch-französische Zusammenarbeit sich bei der Tortur bewährte.

Mein erster Kurzfilm handelte denn auch von algerischen Flüchtlingen in Deutschland, von deren Verfolgung durch die Rote Hand in Frankfurt am Main (trotz des Namens nicht gerade eine linke Organisation<sup>4</sup>) und der Komplizenschaft der deutschen Behörden bei der Verfolgung der Unabhängigkeitskämpfer. Das kleine Machwerk wurde von der FSK<sup>5</sup> verboten »wegen Beleidigung einer befreundeten Nation«. Soweit mein Beitrag zur deutsch-französischen Freundschaft. In Frankreich war das Thema Algerienkrieg sowieso tabu. Der Film verschwand in der Versenkung und ist dort gnädigerweise verschollen.

Meine Sympathie für die sogenannten Kolonialvölker blieb erhalten und wuchs, wenn ich alljährlich ein paar Tage im Hof des Polizeipräsidiiums in Paris mit ihnen verbringen musste, beim Schlangestehen, um die Aufenthaltsgenehmigung verlängern zu lassen. Deutsche, Algerier und Nigerianer galten da gleich viel, das heißt wenig. Es waren allerdings die Leichen der Algerier, die eines schönen Morgens in der Seine schwammen.

Europa war ein Projekt der Politiker. Unser Projekt war die Befreiung der Dritten Welt. Damals griff de Gaulle zum ersten Mal ein, indem er die Kolonien und sogar das zum Mutterland gehörende Algerien in die Unabhängigkeit entließ. Gleichzeitig erklärte er, Europa könne nur eines der Vaterländer sein. Die Phrase klang schwülstig, wie meist seine Rhetorik. Erst heute begreife ich dieses *Europe des Patries* besser.

De Gaulle hatte einen größeren Bogen der Geschichte im Blick. Es muss einmal eine Art europäischer Einheit über Grenzen hinweg gegeben haben, unter Karl dem Großen, und später eine finanzielle zur Zeit der Fugger und der Medici, und noch später eine geistige des Erasmus und des Spinoza. Es gab eine *lingua franca*, die die Kulturen einte, das Lateinische, das sie wohl besser beherrschten als wir heute die 300 Wörter Englisch der neuen Einheitssprache. Napoleon versuchte Europa mit den Errungenschaften der Französischen Revolution zu einen – und den Mitteln der kriegerischen Eroberung. Er besetzte Preußen, was zwangsläufig eines Tages zur Besetzung Frankreichs durch Preußen führte. Das erlaubte Bismarck immerhin, Deutschland zu einen, und schuf so eines der von de Gaulle beschworenen Vaterländer. Bismarck sah diesen Erfolg aber auch als eine Verpflichtung.

3 Ein Kommando der Armee auf der Suche nach »Terroristen«, das heißt *fellaghas*, Bauern oder Freiheitskämpfer, je nach Auslegung.

4 Im Frankfurter Raum machte die Organisation »Rote Hand« Jagd auf algerische Soldaten, die aus der französischen Armee desertiert und über die deutsche Grenze geflohen waren. In seinem Film »Wen kümmert's« wollte Schlöndorff zeigen, wie der französische Kolonialkrieg sich mit stillschweigender Duldung der Behörden im angeblich so friedlichen Deutschland fortsetzte (Anmerkung der Redaktion).

5 »Freiwillige Selbstkontrolle« der Filmwirtschaft.

Er hatte lange genug in Paris residiert, sprach und schrieb vor allem Französisch besser als Deutsch. Er kannte die Befindlichkeiten der Franzosen, und er wusste, wie schlecht die industrielle Überlegenheit der neuen deutschen Nation in Paris ankam. Ebenso empfindlich war das Österreich-Ungarische Kaiserreich und erst recht das britische Empire. Also benutzte Bismarck alle Mittel seiner Diplomatie, um die Nachbarn zu beruhigen, durch Allianzen zu beschwichtigen und Verluste auszugleichen, indem er Afrika wie einen Kuchen unter ihnen aufteilte. (Das geschah in Berlin und wird noch Folgen haben. In ein paar Jahrzehnten werden 30 oder 50 Millionen Afrikaner in Europa leben. Schon allein deshalb, weil wir sie mit unseren Sprachen und Gewohnheiten kolonialisiert haben.) Mit seiner Diplomatie spielte Bismarck damals die deutsche Größe herunter. Das passte aber der Großmannsucht der Deutschen nicht, und sie wählten ihn ab. Der Kaiser übernahm selbst die Außenpolitik, was schlussendlich zum Ersten Weltkrieg führte.

Es war der Historiker Fritz Stern, der mich nach dem Fall der Mauer auf die Gefahren der Wiedervereinigung und speziell auf diese Parallele hinwies. Deutschland sei nun wieder auf dem Weg, ein Übergewicht in Europa zu erlangen. Hoffentlich würden wir diese dritte Chance nicht verspielen (das zweite Mal, dass Deutschland nach Bismarck eine Vormachtstellung hatte, war natürlich unter Hitler). Man muss sagen, dass wir und unsere Politiker sich redlich bemüht haben, die Empfehlung von Fritz Stern zu beherzigen. Wir haben sogar die geliebte Deutschmark aufgegeben, um durch eine gemeinsame Währung Solidarität zu beweisen und jegliches Streben nach Übermacht, ganz im Sinne Mitterrands, sozusagen schon rein finanztechnisch unmöglich zu machen.

Der Euro hat allerdings das Gegenteil bewirkt. Die große Vision einer europäischen Planwirtschaft der Finanzen hat so versagt, wie es Planwirtschaften anscheinend immer tun. Deutschland hat ungewollt eine geradezu unverschämte Übermacht erreicht. Der Euro hat die größere und effizientere Volkswirtschaft favorisiert. Nun haben wir den Salat. Die deutsche Suprematie erinnert unsere Nachbarn fatal an Zeiten der Besatzung, an Hitler und an Bismarck. Fritz Stern würde sagen, an die zwei verpassten Chancen der deutschen Geschichte.

Was tun? Mit Überzeugungskraft, mit Sparmaßnahmen den anderen unser Modell aufzwingen? Unter Zuhilfenahme der EZB und der Kommissare aus Brüssel? Sarkozy hat es in Frankreich versucht. Es hat ihn die Wahl gekostet. Dabei überzeugte das von ihm gepriesene »modèle allemand« zunächst – und hätte der französischen Wirtschaft wohl auch gutgetan –, aber irgendwann hat das Modell doch ungute Erinnerungen geweckt. Alte Wunden aus der immerhin fast fünfjährigen Besatzungszeit fingen kaum merklich an zu pochen. Wie Narben bei schlechtem Wetter an lang vergessene Schmerzen erinnern, geht das Gedächtnis der Völker geheimnisvolle, verschlungene Wege. Schiller bemerkte, dass zwei Jahrhunderte nach dem Dreißigjährigen Krieg die Bauern in Thüringen einen roten Sonnenuntergang noch »Schwedenhimmel« nannten. Die Serben erinnern sich an mohammedanische Siege, die Spanier an die Mauren in Sevilla. Den Engländern ist die Schlacht von 1066 unvergessen. Wenn ich als Kind meinen Vater bei Krankenbesuchen in den Rheingau begleitete, sprachen die alten Winzer von Napoleon, als sei er gestern über den Rhein gekommen. Jahrhunderte sind wie ein paar Jahre im »unterirdi-

schen« Gedächtnis der Völker. Warum davon immer nur die Demagogen profitieren und nicht einmal Fortschrittsgläubige wie wir, weiß ich nicht.

Fest steht, dass nationale und regionale Mentalitäten ebenso hartnäckig überleben wie die Erinnerung an große historische Umbrüche. »Alle Menschen werden Brüder«, vielleicht, aber auf jeden Fall sehr unterschiedliche Brüder. Das geleugnet zu haben, daran krankt unsere gemeinsame Währung, und daran kranken unsere europäischen Institutionen. Bei beiden hat man – wohl geblendet von der schönen Utopie eines gemeinsamen europäischen Hauses – den Ruf nach einem Europa der Vaterländer ignoriert.

Der Euro droht ja nicht nur an den administrativen Unterschieden der finanziellen und fiskalischen Strukturen zu scheitern, sondern vor allem an den Unterschieden unserer Mentalitäten. Erstere versucht man durch mehr oder weniger erzwungene Reformen zu vereinheitlichen. Was aber schiefgehen muss, wenn unsere Mentalitäten nicht darauf vorbereitet sind. Ein Deutscher, der Schulden hat, kann nachts schlecht schlafen. Schulden drücken ihn wie eine Schuld. Kreditkarten gibt es auch bei uns, wir benutzen sie aber nicht, um Kredit aufzunehmen. Jede Zahlung lassen wir sofort von unserem Bankkonto abbuchen. Sonst müssten wir uns ja American Express gegenüber schuldig fühlen. Amerikaner dagegen haben im Schnitt Schulden in Höhe eines Jahreseinkommens – und freuen sich über jeden zusätzlichen Kredit. Was uns glücklich macht, sind Ersparnisse. Jeder Deutsche ein Sparer, der sich wie Onkel Dagobert an seinem Geldberg erfreut.

Würde die Bundesregierung den Empfehlungen der amerikanischen Cassandra Paul Krugman Folge leisten und unsere Steuern halbieren, würden wir das Geld schnell aufs Sparkonto legen, statt etwa den Konsum damit anzukurbeln. Unsere skandinavischen und holländischen Nachbarn halten es wohl ähnlich, und Max Weber hat analysiert, warum das so ist.

Steuererleichterungen sind in unseren Ländern ein nur begrenzt taugliches Mittel, die Wirtschaft anzukurbeln. Geld ist für uns ein Wert an sich. Anderswo würde man es mit Freuden ausgeben. Dort sehen es die Menschen als ein Mittel zum Zweck, ein immaterielles Gut, das man je nach Lust und Bedarf auf- oder abwerten kann. Einen virtuellen Wert, der sich über die Jahrhunderte als immer unzuverlässig erwiesen hat und dem man nicht zu viel Bedeutung beimessen sollte. Früher bestimmte der König den Wert des Geldes, weshalb es besser war, dem König ab und zu den Kopf abzuhacken, als auf das Geld zu schimpfen. Und auf jeden Fall besser, als aus dem Geld einen Fetisch zu machen.

Das Sparen als Hebel, um Reformen zu erzwingen, wirkt deshalb in lateinischen Ländern, mit Frankreich angefangen, nicht unbedingt. Es ist ja nicht so, dass die Franzosen nicht wüssten, was sie machen müssten, um ihre Wirtschaft nach deutschem Vorbild effizienter zu gestalten. Sie wollen es nicht. Die Gewerkschaften wollen es nicht, die Parteien wollen es nicht, die Regierung will es nicht, und sie alle wollen es nicht, weil die Bevölkerung es nicht will. Die wiederum will es wider besseres Wissen nicht. Warum? Weil Franzosen rebellisch sind. Sie lieben ihre Art zu leben, auch wenn sie unvorteilhaft, überholt und unpraktisch ist. Ein Essen muss drei Gänge haben, auch wenn die Vorspeise nur eine geriebene Karotte, das Hauptgericht ein zähes Stück Fleisch, der Nachtschisch ein Käse aus dem Supermarkt und ein

blasser Kaffee ist. Für das gleiche Geld könnte man ein anständiges Einzelgericht aufstischen. Aber darum geht es nicht. Es geht um ein Ritual. Die Bestellung und die Abfolge der Gänge geben der Unterhaltung, die zum Essen gehört wie der inzwischen ebenso schlechte Rotwein, eine Struktur. An diesem rebellischen Charakter scheitert jede Reform. Es ist wie mit dem Skorpion auf dem Rücken des Frosches beim Überqueren eines Flusses. Es ist sein Charakter, der ihn zum Stechen zwingt, auch wenn er mit seinem Opfer untergeht.

Wir Deutschen dagegen sind methodisch. Bei uns herrschen Effizienz und Gehorsam. Was dabei auf der Strecke bleibt, sind Empathie und Mitleid: das Erbarmen, das uns bald nur in den Skulpturen romanischer und gotischer Kirchen begegnen wird. Kopfschüttelnd betrachten die katholischen Länder uns beim Anbeten des Goldenen Kalbes »Effizienz«. Mit Lebensqualität hat das für sie nichts zu tun.

Das deutsch-französische Tandem wäre aber bisher nicht so erfolgreich, wenn es nicht etwas gemeinsam hätte: Wir glauben an das Schriftliche. Gesetze, Vorschriften, Ausführungsbestimmungen, Regularien aller Art sind das Lebenselixier unserer Verwaltungsbeamten. Die Amerikaner haben uns, als Paten der Bundesregierung, ein einfaches Grundgesetz, die föderale Struktur und vor allem die Gewerbefreiheit geschenkt. Leider haben sie uns nicht das Modell der angelsächsischen Rechtsprechung durch Jurisprudenz auferlegt. Wie viel einfacher wäre es, Differenzen zwischen Kommunen, Ländern, Bundesregierung und so weiter nach Gewohnheitsrecht zu lösen. Wie viel beliebter könnte Brüssel sein, wenn es statt durch immer neue schriftliche Erlasse einfach je nach Präzedenzfall entscheiden würde. Das Gewohnheitsrecht könnte auf unterschiedliche Gewohnheiten jedenfalls flexibler reagieren. Dieser angelsächsische Pragmatismus würde niemanden bevormunden. Aber dazu ist es wohl zu spät. Eher verabschieden sich die Briten von Europa, als dass Europa auf seine Gesetzbücher und Vorschriften verzichtet.

Doch zurück zu meinen Schafen: Ich bin kein Ökonom und auch kein Staatsrechtler. *Der Euro* mag in Gefahr sein, *das gemeinsame supranationale Staatswesen*, das Brüssel und Professor Habermas vorschwebt, ist es bestimmt. Aber *Europa* ist nicht in Gefahr. Denn es besteht nicht nur aus Volkswirtschaften und Finanzmärkten, es ist ein lebendiges, über Jahrhunderte gewachsenes Wesen. In einem Drehbuch, an dem ich gerade mit dem irischen Schriftsteller Colm Tóibín arbeite, wird einem deutschen Schriftsteller in New York vorgehalten, dass Europa am Ende sei. Er antwortet:

»Es sind die Geschichten, die wir einander erzählen, die das europäische Gewebe zusammenhalten. Es geht nicht um den Euro, es geht um eine gemeinsame Kultur, die über einen Zeitraum von zweitausend Jahren entstanden ist.«

Der Journalist antwortet: »Europa als ein Gewebe aus Geschichten? Das kann man von jeder Kultur sagen. Wir Amerikaner vor allem haben Stories –«

»– andere Stories«, entgegnet der Schriftsteller.

»Unsere handeln von Anti-Helden. Sobald wir Merkel, Hollande oder Putin sehen oder irgendeine ›wichtige Größe‹, machen wir Witze. Wir nehmen unsere Obrigkeiten nicht ernst. Unsere Stories sind voller Verlierer, Schwindler, Hasardeure und Zweifler. Pinocchio, Don Quixote, der Kaiser ohne Kleider, Jedermann, Hamlet und Don Juan –«

»Don Juan gibt es überall«, meint der Amerikaner. »Sehen Sie sich unsere Senatoren an, und Clinton.«

Der Schriftsteller lacht: »Da geht es nur um Sex. Bei Don Juan geht's um den Tod. Das gibt es bei Ihnen nicht. Sie haben Rip Van Winkle. Das Leugnen des Todes.«

Soviel zu unserer europäischen Kultur. Wie spezifisch und anders sie ist, erlebe ich immer wieder bei Reisen auch nach China und Afrika. Das heißt, erst dort werde ich mir bewusst, dass ich aus einer anderen Kultur komme und dass sie eine homogene ist, jedenfalls aus der Ferne gesehen. Das ist es, meine ich, was alle Europäer mehr oder weniger bewusst empfinden, und deshalb fühlen sich unsere Völker als Europäer. Deshalb wollen sie, im tiefsten Inneren, ein Gemeinsames.

Es liegt einfach in der Dynamik der europäischen Geschichte der letzten tausend Jahre. Es war nie ein Projekt und ist doch entstanden. Es wird sich weiterentwickeln, nur wie, das weiß man nicht. Es wird zustande kommen, aber nicht unbedingt so, wie wir es uns vorstellen oder die Politiker entscheiden. Es wird, wie bei der Evolution über ein paar Mutationen hier, einen Knick in der Helix dort, ein gebrochenes Gen anderswo, allmählich von Unten und Innen entstehen.

Allerdings heißt das nicht: Abwarten und Tee trinken. Nur ein aufgeregter Austausch von Ideen, ein Auseinandersetzen mit den anderen, ein Verstehen-Wollen, warum und wie sie anders sind als wir und wir anders als sie, kurz: nur endloses Palaver, kräftiges Schütteln der europäischen Kulturbrühe bringen die Moleküle in Bewegung, setzen die Evolution in Gang.

#### Autor

Volker Schlöndorff  
Stubenrauchstr 24  
D-14482 Potsdam  
[www.volkerschloendorff.com](http://www.volkerschloendorff.com)  
[volksfilm@aol.com](mailto:volksfilm@aol.com)